



Das Feld.

Von Brigitte v. Arnim.

Es gehört von je zu meinen Freunden, das große Feld, das sich vom Bahnhof aus weit bis zum Dorfplatz erstreckt, links und rechts von märkischem Mauerwerk eingrenzt. Hab'e ich doch neulich täglich mit der Bahn daran vorüber. Und wenn ich sonst die ganze Strecke meist zu leise pfeile, sobald das Feld anfängt, hebe ich den Kopf und schaue hinaus. Und es lohnt sich wahrhaftig, es anzusehen.

Wir sind gute Freunde, wir beide das Feld und ich; es ist irgendwie immer Verständnis zwischen uns. Bisweilen erinnert es ja wohl auch die Begegnung zweier Menschen, die eine halb freiherrliche von der Großstadt entfernte und kargsame Landstube nicht erwarten. „Ach!“ sagen sie dann hin und wieder verblüfft — oder: „Ob!“ Aber das ist zumeist auch alles. So richtig seine Schönheit erfassen, das tun doch nur sehr wenige.

Wie ich schon erwähnt habe, beginnt das Feld urprünglich, der die Augen gerade aus dem Wald herausfährt, der die Schienen zu beiden Seiten einer ganzen Straße begleitet hat. Aber es ist plötzlich verschwunden, es weicht, wenn oben etwas auf sie fällt, auf, um aufzugehen. Eine Landstraße mit Lindenbäumen zieht sich quer hindurch, und mittan den liegen ein paar Scheunengebäude, quadratisch angeordnet und einer vierseitigen Hofrei lässig, auf dem Bogen, oftmals auch Pferde und Ackergeräte stehen. Die Scheunen haben große, hölzerne Tore, dünne Latten und moosige, rot verwitterte Dächer, tief herabgehend, und an ihrer Außenkehle sind zur Blätterseite unzählige Dolken traut, die sich lieblich vom Grün des Buchenwaldes und den alten roten Dächern abheben.

Der Weg, der zu den Scheunen führt, zeigt tiefe Rinnen, die oft grannenwuchsig und ganz zertrümmert. Weit breiter ist die Dammelgasse, auf seiner Mändere ruhend, über das Feld und in der Ferne leuchtend die Dächer eines kleinen Dorfes und ein weiter Kirtturm herüber aus dem Grün.

Ich kenne das Feld zu jeder Jahreszeit. Ich weiß genau, wie es aussieht, wenn ein bläulicher grauer Winterhimmel darüber hängt und es sich endlos füllt, einer großen, weißen Decke gleich, unter dem schimmernd verblüffenden Schnee ausbreitet. Da weiß aber auch von solchen Tagen, da strahlend blauer Himmel über dem Schneefeld liegt, ist um ans herunterhängende Grün, das weit überall in dunklen Tannen macht, wie von unzähligen Diananten. Dann sieht auch der heftige Wind der dünnen, gefiederten Gestellen, die darüber hinfliegen, auf einmal ganz anders zu klingen, so viel leichter, fröhler, zuverlässlicher.

Wenn dann der Schnee schmilzt und der harzige gefrorene Boden wieder anfängt, beginnt es sich

auf dem Felde zu regen, Männer erscheinen, mit denken Sieheln, ziehen Männergeräte aus den Schuppen, deren Türen weit offen stehen, und spannen kräftige Pferde davor. Und dann geht der Blau durch das Feld, das Dorf wird durchqueret und umgeworfen. Noch ein weiterer Tag, so geht ein Mann, der eine blaue Schürze umgeschunden, über das Feld und streift mit weit ausgeschwungenen Gewänder die Saat ins Land, die in ihrem Ende hinein, die sie in ihrem Schuh sieblos aufnimmt, und dann leimen lässt. Dort werden die Sörner wachsen.

Und wiederum noch einiger Zeit gleicht das Feld dann unter der hellen Frühlingsonne einem würgigen, riechengroßen Teppich aus Smaragd; dann ist sie dann draußen. Freunde reden sich die Hähnchen der Sonne entgegen, die sie freigeben und wärmen und siebst und geruhen lassen läßt.

Quer ist der Smaragdteppich noch ganz niedrig, so niedrig, daß man die Häuslein und wilden Kaninchen sich hielend darin tummeln sieht. Sie ziehen über langen Dörfern auf, wenn ein Zug von Wagen kommt, die Bäume sind bis oben hin vollgestopft, die Bäume sind nach. Und dann schlagen sie plötzlich einen Hafen und bringen davon, über das Feld hinaus. Über das Feld wächst die Saat und wird höher und höher. Nun sieht man schon, daß ein Roggenfeld daraus wird. Es reift sich in die Höhe, trägt einen grünlichen Schimmer über dem Grün und gleicht, wenn der Wind darüber streicht, einem großen Wasser, das langsame Wellen schlägt. Die Hälme überragen schon die Häfen der zierlichen Rebe, die man als leuchtend rotbraune Flecke, die man als leuchtend goldene Flocken, die man als leuchtend grüne Rosen, entdecken kann, und kann sie dann in großer prächtiger Schönheit zu erblicken beginnen, auf dem Wald kommend, summ und jinglos zu dem vorbeschwingen Bogen herübersehen. Es ist wie ein kleiner Garten Eden, das schöne Feld, hineingeseit in eine sonst recht nüchterne Landstube, unmittelbar in der Nähe der Großstadt, dazu bestimmt, dem Menschen zum Herzen zu sprechen und ihn an Gottes Natur zu erinnern, an die große Weltkunst und Erbfein, die er im hastenden Werktagsetrie so leicht vergessen kann. Jetzt ist es ein kleiner, großer Sommerimpaß über dem Land, und die Sonne tanzt und leuchtend auf dem Kornfeld, daß es schon längst kein grüngrauliches Meer, sondern ein richtiges, satziges Getreidefeld, aus dem die roten Scheunenbäder leuchtend überbergründig zugehen.

Doch heute, da hat es mich wie ein heimliches Ereignis durchschüttet. Da führt ich wieder an meinem Felde vorbei, das solange ganz einfach

da gelegen hatte im Sommerdunkel, und hab' plötzlich Leute darauf herumlaufen, Männer mit Sägen, und Frauen mit bunten Kopftüchern; die begannen den Roggen zu schneiden. Ein kleines Stück hatten die Männer auf einer Schaufel, und Spannen zusammen die abgeschnittenen Hälme zu Bündeln zusammen und machten Horden daraus, die sie in Reih und Glied wie Soldaten aufstellten. Ihre unbekümmerten Stimmen sangen hell und laut durch die klare Luft. Auch ein kleiner Hund war dabei, der bellte und sprang fröhlich um sie her.

Die Sonne der Schwere handen weit offen. Ich weiß nicht, warum mir dabei so eigen zumute war, warum es mir so schneidend durchs Herz ging, bei diesem Anblick. Es ging zwar gleich wieder vorüber, aber es war doch da gewesen, dies heimliche Erleben, und es zwang mich, darüber nachzudenken.

Es war vielleicht, weil nun der Höhepunkt des Sommers überbrückt ist, daß mir die Erfahrung des reifen Feldes so nahe ging, es war, nun bald wieder schwer beladen Erntewagen unter dem Kornregen schwankend in den Hof fahren, die Winde über Stoppeln gehen und Altwiebelkörner, Marienherzen, bilden, das heißt, das heißt, sogar füllt einen herbstlichen Duft in dem frischen Luftzug, der durch das geöffnete Wagenfenster zu mir hereinströmte. Und ich erinnerte mich möglichst daran, daß ich in den Gärten der Häuser schon Ahern, Dahlien und Georginen hatte ziehen sehen, die Kinder des scheinenden Sommers, die Herbstblumen. Auf einem Kinderdrachen war ich sogar jüngst begegnet.

Ich dachte auch auf einmal daran, daß der Sommer jetzt läßlich fürser und fürser wird, und daß die Zeit der kurzen Abende, die Zeit des großen Sterbens in der Natur, des Schleichengehens, nicht mehr ganz fern wäre. Das griff mich so stark, daß ich jeden Erbschred an, Herz, und mit großem Elan stürzte ich auf mein schönes Feld hinaus, dessen reife Freude jetzt geboren wurden. Wie schnell ist Frühling und Sommer nur vorüber!

Aber nein! Ich will mich dadurch noch nicht angelaufen lassen! Ich will lieber daran denken, daß viele Menschen ja noch auf Reisen sind, im Gebüge, auf dem Land, oder an der See, daß sie ihre wintermüden Glücks von der Sonne brämen lassen und Sommerfesttag dabei genießen in ihren Bügen. Nur wie viele haben ihre Freien in diesen Tagen von mir?

Nein, ich will mich nicht durch die Amkeiten des reifen Sommers, das langsam sich wieder neigenden Jahres, entmütigen lassen! Kommt nicht jedem Winter ein neuer, zarter Frühling? Und steht nicht der Sommer noch in seinem vollen Schmuck?

Reifer, scheinender Sommer. Du erfüllst mein Herz mit einer zarten, wehmühtigen Freude. Aber noch kost du uns ja nicht verlassen, noch befreist du uns verlöwenbarlich mit deinen reichen Gaben. Und auch der Herbst hat der Freuden gar viel. Daran will ich jetzt immer denken, wenn mich leise Traurigkeit befreßtwill.

Ich möchte mich auf von meinem Blase im fahrenden Hufe und läche dem Gelde zu, meinem schönen Freund, den ich so genau kenne, zu jeder Jahreszeit.

Ja, ich will tanzen sein! Ich will mich freuen auf das genossene Schön und dankbar sein und nicht klagen, daß es bald vorbei wäre. Denn noch ist es ja Gottlob nicht so weit! Nein, nein — noch lange nicht!



Mehr Voltzstunde.

Einiges von Säen, Pflanzen und Früchten in neuartlichen Voltzstunden und sprach.

Mittwochs und Sonnabends darf man kein Land bestellen und nichts im Garten herstellen, da das seine „Tage sind“. Während der Kirchtag („unter der Kirche“) frieren, nähern, füttern, pflegen, säen und pflanzen nicht, bringt vielmehr Unglück. Zwischen Weihnachten und Neujahr, an den Feiertagsfeierabenden, in der „stillen Woche“ wird kein Dung auf das Land oder in den Gärten gesät. Das schafft Unglück in der gesamten Wirtschaft, rast sogar den Tod in das Haus. Wenn die Bäume in neuen Jahren gut frägen sollen, muß man in der Neujahrsnacht durch die Zweige schneien (Neujahrsziehen). Zwischen Weihnacht und Neujahr, teilweise in den „Zwölften“ vom 24. Dezember des Altjahrs bis zum 6. Januar des Neujahrs, vornehmlich am Weihnachtsfesttag, „unter der Christglöde“, in der Neujahrsnacht und am Neujahrsfest sind die Stämme der trockenen Obstbäume mit Strohbündern zu umbinden. Die betreffenden Bäume werden in den kommenden Jahre diese Erziehung an die Bürde eines Altbauers durch guten Ertrag belohnen.

Wenn die Bäume den „Zwölften“ reichlich Reis tragen, so bringen sie im folgenden Jahre gut und reichlich Obst: den Zweigen voll Reis folgt Zweige voll Obst. In den „Zwölften“ Sturm, bringt ein gutes Jahr. Fabian Sebastian (20. Januar) lassen den Saat in die Bäume gießen. Märzgräben bringt gutes Jahr. Märzenhöhe ist Sauter weiß. Mit dem Frühling kommt der Wint, d. h. Aprilblüthe nicht schon die Blüthen wie eine Dämmergabe. Mai führt und nach, führt nach. Bauer Schneue und Obst. Obst hört an Stelle des bei uns seltenen „aufzulösenden Früchte“ die Formung, füllt den Bauer Schneue und Obst. „Am 1. Mai muss das Korn so hoch sein, daß eine Krähe sich darin verstecken kann — oder daß man eine aufrechte schreitende Krähe darin nicht mehr sieht.“ Dann gibt es ein gutes Jahr. Gibt es im Mai viele Gewitter, so bringt der Bauer „Zuckebi“. „Am 2. Juni feucht und nah, macht er den Bauern arm.“ Peter und Bursel (Peter und Paul am 29. Juni) brechen dem Korn die Bursel. Aber vorher nochmals mit gutes „Waldentfernen“: kommt (Grenzstein) „Am 2. Juli“ und heißt der Sommer große Blüthe. Kommt die Eide vor der Eide, hält der Sommer große Blüthe. Oberkrophen bremst. (Oberkrophen gibt ein trockenes Jahr.) Blütingkrophen hält (eines Jahr). Rote rot — nach sechs Wochen neues Brod. D. h. sechs Wochen nach den ersten Mandarinenfrüchten. Wenn die ersten Krähen auf dem Felde stehen, verzögert sich der Aufschub. Wenn es Margarete (13. 7.) regnet (regnet), wird die Erste Blüte. Befestigt für den Brod sind trockene Sommer, denn: Trockene Jahre sind keine Gunstige. Wie die Kirchen, so das Korn.

Eine ganz befondere Stellung im Blätz- und Waldglauben des Neumarktes nehmen die zwölf Zeichen des Tierkreises ein. Man hat in diese Sternbilder viel von schicksalshundender Macht für den Menschen und für die Erde gehalten und sind sie aus den Beobachtungen und Erfahrungen des menschen, ganz naturverbundenen Alterbaus des Aegypten. Die

es Brod überträgt seine Erkenntnisse von der Erde auf die Dummelschere; Widder, Stier, Zwillinge — die Frühlingsbilder; Krebs, Löwe, Jungfrau — die Sommerbilder; Waage, Skorpion, Schlange — die Herbstbilder; Steinbock, Wassermann, Fische — die Winterbilder.

In dieser Folge, jedes Sternbild zwei oder drei Tage im Monatlauf herstellend, ziehen die zwölf heute noch ihre Bahn, belebt und umgeben von dem ehrfürchtigsten Naturalltagen des Volkes an ihre einflussreiche Macht. Heimat und Volkstalender, die volkstümlich misstrauen, leut, außerdem einen günstigeren Abgang der zweiten Kindheit sind erfreut, manchen nicht bestreiten. Monatsstunden sind den zwölf Tagesnamen die jeweils entsprechenden Sternbilder ordnungsmäßig aufzuführen. Denn aus der oben dargelegten Einstellung ergibt auch heute noch die Beziehungen für Auslauf und Ausflüsse. Der kalender- und sternbilderteure Garten- und Feldpflaue (noch mehr aber die Blüter) hat sich auf Grund seiner Erfahrungen, nein, der althergebrachten Überlieferung nur die Bezeichnungen der Bildersymbole im zwei Gruppen zerstreut. Es gibt für ihn gute Zeichen und schlechte Zeichen. „Gute Zeichen“ sind Widder, Stier, Zwillinge und Löwe das sind „Durchschnittszeichen“ — ferner Skorpion, Waage, Steinbock, Wassermann, Fische das sind „schlechte Zeichen“. Das „schlechte Zeichen“, das einzige seiner Art, aber ist der Krebs.

Säen und Blüten vollziehen sich mit Rücksicht auf diese Erkenntnisse an Hand des Kalenders und Volkstalanders. Und zwar so: Gemüse u. dergl. das leicht werden kann „auf Boden“ soll, wie Salat, Bohnen, Erbsen, Kohl, Kohlräben usw., fällt über Blüten man nur an Tagen, die von den weichen Sternbildern (Jungfrau, Waage, Skorpion, Wassermann oder Fische) beherrscht werden, allenfalls noch unter den Durchschnittszeichen, unter denen man „alles machen kann“. Jedoch darf man alles Einzelzüge und Einbildung wie Kohlräben, Rübenrinden, Sellerie, alle Körner, Bohnen, Getreide, Blumen, Blüten und Pflanzen wählen, um sie ungestört und ungehemmt zu wachsen.

Widder, Stier, Zwillinge und Löwe sind unter den Sternbildern mit Pflanzen verbündet, während die anderen Sternbilder (Skorpion, Waage, Steinbock, Wassermann oder Fische) befreit werden, allenfalls noch unter den Durchschnittszeichen, unter denen man „alles machen kann“. Das „schlechte Zeichen“, das einzige seiner Art, aber ist der Krebs.

Säen und Blüten vollziehen sich mit Rücksicht auf diese Erkenntnisse an Hand des Kalenders und Volkstalanders. Und zwar so: Gemüse u. dergl. das leicht werden kann „auf Boden“ soll, wie Salat, Bohnen, Erbsen, Kohl, Kohlräben usw., fällt über Blüten man nur an Tagen, die von den weichen Sternbildern (Jungfrau, Waage, Skorpion, Wassermann oder Fische) beherrscht werden, allenfalls noch unter den Durchschnittszeichen, unter denen man „alles machen kann“. Jedoch darf man alles Einzelzüge und Einbildung wie Kohlräben, Rübenrinden, Sellerie, alle Körner, Bohnen, Getreide, Blumen, Blüten und Pflanzen wählen, um sie ungestört und ungehemmt zu wachsen.

Die Familie sollte sich daher anstrengen, ihre Geschichte niedergeschrieben, um Tradition zu befehlen oder nach den Lebenden zu bewahren, nicht ein „Tradition“ zu mir ein bloßes und mob dogmatische Verhältnis. Seine Bedeutung kann nicht hoch genug eingestuft werden.

Mit Hilfe einer verehrter handelsbücher, Nachrichten, Familien- oder Stammbücher, Bibliotheksausgaben oder Kirchenbücher, welch letztere, wenn sie unjüngst nicht zerstört wurden, sind, bis ins 16. Jahrhundert zurückreichend, wird es nicht allzu schwer sein, Stammtafeln und Ahnenbücher aufzustellen. So wird man dann in der Lage sein, eine Stammtafel aufzustellen, oder, was noch wichtiger ist, eine Ahnenliste, da in dieser die gesamte Vorfahrentafel nicht allein nach der väterlichen, sondern auch nach der mütterlichen Seite fortsetzt, wie möglich zurückzuführen. Am Ende jener Ahnenliste gibt das richtige Bild der Vorfahrentafel.

In der Ahnenliste steht der jetzt lebende Mensch auf der untersten Linie allein, auf der vorangehenden seien beiden Eltern, auf der nächst höheren die vier Großeltern, und so fortwährend sich die Ahnenlinie von Linie zu Linie aufzuteilen.

Anderer der Stammbaum. Dieser gibt auf der obersten Linie ein Ehepaar wieder, auf der darunter stehenden dessen Kinder und Schwiegerkinder, auf der nächsten die Enkel und so fort. Die Ahnenberechnung der Namen und Daten genügt jedoch nicht. Wir müssen außerdem verhindern, daß Fotografien oder Bilder, Urkunden und dergleichen zu erhalten. Auch müssen wir erforschen und aufzufinden, wie unsere Vorfahren aussahen, welche Körperlichen und geistigen Eigenschaften sie besessen haben, wie sie sich beruflich und sonst betätigten, ihre Einführung zur Familie und zur Heimat, welche schweren Krankheiten sie im Leben durchgemacht haben, und welches ihre Gedanken gewesen sind. Die verschiedenen Aufzeichnungen und Lebensbeschreibungen könne man dann zu einer Familiengeschichte zusammenstellen.

Solche Aufzeichnungen sind, wie gefragt, von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Einzelperson oder für die Nachkommen, sondern für das ganze Volk.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daß es naheliegend und interessant ist,

Und warum?

Weil der moderne Mensch, und ganz besonders der in der Großstadt, ja sonst glaubt mäßige, nur ein vom Wind bewirktes Blatt über dem Sinnel gefallenes, unmittelbar in dieses Leben hingelagertes höhres Wesen“ an sein, während er doch ein Glied seiner Familie (Sippe) ist, die wiederum ein Glied des Volkes oder der ganzen Volksfamilie bildet, so daß er mit dem Volkszangen direkt verbunden ist. Wenn er nun diese Verbindung fühlt, so muß und wird er auch Volk und Heimat eher verachten und jüng in das Volksgesange mitkam einzufügen wissen.

Aber noch aus einem anderen Grunde sollen wir Familienkunde betreiben. Man weiß heute, daß jede Völkerzelle im Menschen aus vielen Keimkörperchen, sogenannten Chromosomen (Kurbelkörpern) besteht, die Hälfte in jedem Vater und die andere Hälfte von der Mutter. Durch Vermehrung und Vererbung kann eine Völkerzelle, eine Chromosomengruppe, ebenso ausgedehnt werden, wie Chromosomen sind, und unterhält nun die Geschlechter, und zwar unterscheidet. Die Chromosomen sind, und unterhalten die Väter, die Mütter, so daß mit deren Teilteil in uns tragen und auf Gedächtnis und Verstand mit ihnen verbunden sind. So ist es auch leicht erklärlisch, daß sich bei dem Einzelnen oft unerwartete Vorfahre Merkmale und geistige und seelische Erbanlagen zeigen, die durch Generationen hindurch vor ihm verdeckt waren, aber nachweislich von einem Ahnen herlebten. Wir sind eben biologisch mit unserer Familie eng verbunden und bilden das Produkt mannigfaltiger Charaktereigenschaften unserer gesamten Vorfahren.

Jede Familie sollte sich daher anstrengen, ihre Geschichte niedergeschrieben, um Tradition zu befehlen oder nach den Lebenden zu bewahren, nicht ein „Tradition“ zu mir ein bloßes und mob dogmatische Verhältnis. Seine Bedeutung kann nicht hoch genug eingestuft werden.

Mit Hilfe einer verehrter handelsbücher, Nachrichten, Familien- oder Stammbücher, Bibliotheksausgaben oder Kirchenbücher, welch letztere, wenn sie unjüngst nicht zerstört wurden, sind, bis ins 16. Jahrhundert zurückreichend, wird es nicht allzu schwer sein, Stammtafeln und Ahnenbücher aufzustellen. So wird man dann in der Lage sein, eine Stammtafel aufzustellen, oder, was noch wichtiger ist, eine Ahnenliste, da in dieser die gesamte Vorfahrentafel nicht allein nach der väterlichen, sondern auch nach der mütterlichen Seite fortsetzt, wie möglich zurückzuführen. Am Ende jener Ahnenliste gibt das richtige Bild der Vorfahrentafel.

In der Ahnenliste steht der jetzt lebende Mensch auf der untersten Linie allein, auf der vorangehenden seien beiden Eltern, auf der nächst höheren die vier Großeltern, und so fortwährend sich die Ahnenlinie von Linie zu Linie aufzuteilen.

Anderer der Stammbaum. Dieser gibt auf der obersten Linie ein Ehepaar wieder, auf der darunter stehenden dessen Kinder und Schwiegerkinder, auf der nächsten die Enkel und so fort. Die Ahnenberechnung der Namen und Daten genügt jedoch nicht. Wir müssen außerdem verhindern, daß Fotografien oder Bilder, Urkunden und dergleichen zu erhalten. Auch müssen wir erforschen und aufzufinden, wie unsere Vorfahren aussahen, welche Körperlichen und geistigen Eigenschaften sie besessen haben, wie sie sich beruflich und sonst betätigten, ihre Einführung zur Familie und zur Heimat, welche schweren Krankheiten sie im Leben durchgemacht haben, und welches ihre Gedanken gewesen sind. Die verschiedenen Aufzeichnungen und Lebensbeschreibungen könne man dann zu einer Familiengeschichte zusammenstellen.

Solche Aufzeichnungen sind, wie gefragt, von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Einzelperson oder für die Nachkommen, sondern für das ganze Volk.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daß es naheliegend und interessant ist,

Familienkunde.

Von Arthur Otto Roth.

auch über die Entstehung und Bedeutung des Familiennamens nachzuforschen.

Das führen verehrter Namen wurde seit dem 12. bis 13. Jahrhundert gebräuchlich, regelmässig seit dem 15. Jahrhundert, ausnahmslos die Regel seit um 1800, als den Namenslosen die Annahme verehrter Familiennamen ausdrücklich durch Gesetz aufgezwungen wurde. Die alten Germanen führten nur je einen Namen, den Personennamen, der dem heutigen Vornamen entspricht. Diese Personennamen sind die ältesten, häufigsten und auch natürlichssten und von unerheblichen später zu erweitenden Familiennamen geworden. Beifall für sie den Worten über Name, Sieg oder Götternamen entnommen, s. B.: Siegfried; Friedrich (Wort für Friede); Heinrich (Heil, Henges, Hörner, Heute); Dietrich (Diek, Denke, Thiele, Diek, Dietrich); Dietzel. Viele Namen sind auch abgeleitet von Wohnstätten, z. B. Bremer, Sachs, Meißner, oder von Hörs, verteilen, z. B. Haubt (Weinhaupt), Kraus, Kram, Jungblut, oder auch dem Beruf entnommen, z. B. Müller, Weber, Töpfer. Däufig kommt es auch um Namen, die ins Griechische oder Lateinische überliefert worden sind, wie es in den Kreisen der Studierenden und Gelehrten in der Zeit von 1450 bis 1750 vielfach üblich war. So wurde z. B. aus Sünni Gigas, aus Müller Mithys oder Molitor, aus Koch Coceius, aus Schwarzer Melanthion, aus Schneider Sartorius, aus Schriftsteller Olearius usw. Über nicht immer lassen sich die Namen so leicht erklären.

So laßt uns denn mit allen Kräften dazu beitragen, den Familiennamen und damit den Heimatnamen und den Sinn das Volksgesang zu weden, zu pflegen und zu stärken.



Bon Weibertram und Leichenzechen in der Neumark.

Die neue Zeit hat unverneinbar das Leben der Nachbarschaft, die früher auch bei uns in der Neumark allgemein geliebt wurde, stark zurücktreten lassen. Böden rechnete man die Nachbarschaft halb und halb noch mit zum Haufe. „Nachbar“ war dem Bauer die freundhaftliche Bezeichnung, die zunächst dem Better kam. Sie stand um einen Grab höher als Landsmann und um zwei Grad höher als ein bloßer „guter Freund“.

Lebet die Heranziehung der Nachbarn zum ganzen Haufe schrieb der bekannte Kulturhistoriker Bill. Dein. Riehl: „Diese Heranziehung hat ihren guten Grund in der Geschichte der deutschen Familie. Um den Hof des Stammvaters festeten sich in älterer Zeit alljährlich die weiter abwiegenden Glieder des Stabes an, und wenn dann zuletzt aus dem Hof ein Welter entstand, so waren ja alle Ortsgenossen auch Stammgenossen, alle Nachbarn auch Bettler. Es gibt auch heute noch abgeschlossene kleine Dörfer, in denen sämtliche Familien untereinander verwandt, alle Nachbarn Betteln sind, und das „ganze Haus“ sich erweitert zur „ganzen Gemeinde“.

Mehr als zwei Menschenalter sind im Zeitalter verflossen, seit die das Vorstehende geschildert hat. Noch ist's in einigen Gegenden Deutschlands so, wie er es schilderte. Ich kenne ein wertehabendes Dorfchen in der Neumark, in dem die Bewohner, alles mittlere Bauern, sämtlich miteinander verwandt sind; es gibt überhaupt nur zwei Familiennamen in ganzem Ort, abgesehen natürlich von Barret, Löper und einem geringen Teil des Geschlechts.

Die Pflege der Nachbarschaft wurde auch von den deutlichen Siedlern des 13. und 14. Jahrhunderts aus der alten Heimat mit in die Neumark übertragen und wurde hier wieder zu einer durch die Jahrhunderte hindurch stetig lebenden Sitte. Jedes Ereignis in Haus und Hof musste dem Nachbar angekündigt werden, zu jedem grösseren Fest wurde er geladen. Der treuen Hilfsrichtung bei Bauten aller Art darf vielleicht bemüht werden, an dieser Stelle gehalten; heute mag einmal geschildert werden, wie

die Pflege der Nachbarschaft bei den wichtigsten Ereignissen des Menschenlebens, bei Geburt und Tod, ausgeübt wurde.

War auf einem Eind geboren worden, so wurde dieses freudige Ereignis, sowohl in den kleinen Städten wie auf dem Lande, sofort durch einen Boten in der ganzen Nachbarschaft verbreitet. Die freuten sich dann die Eltern und sagten: „Ahn wollen wir einmal recht etram halten und den jungen Sohn oder die junge Tochter gehört wachsen!“ An einem festgesetzten Tage ging dann die ganze weibliche Nachbarschaft, manmal an die fünfzig bis an zweihundert Frauen, des Mittags zum Geburtstag. Da gab es Kaffee, Kuchen, Butter und auch Schnaps, meist Wein. Mit Eßen, Trinken, Schwänzen, Singen und Tanzen ging es dann bis in die Nacht hinein, oft bis ein oder

Regierung war entschlossen, dagegen mit aller Strenge vorzugehen. Sie bestimmte, dass die Nachbar der Leichenbegleiter beschränkt bleiben müsse; und zwar sollte diese bei einem Großbegräbnis nicht über zwanzig sein, bei einem Kleineren, häuslichem oder Friedhof, nicht über sechzehn betragen. Die Verordnung gab ferner genaue Vorschriften wegen des Ausleidens des Toten, des Beerdigungs- und sogar über die Tracht der Leichenbegleiter. Für Übertretungen wurden empfindliche Geldstrafen festgesetzt.

Dieses amliche Einsetzen half nichts. Erst der Einfluss angesehener Privatleute gelang es unter der eifriger Beihilfe der Geistlichkeit, mehr als ein halbes Jahrhundert danach langsam ein Wandel zu schöpfen.

In den 70. vieler Alte belegten Jahren 1848 und 1849 brachte der Umfang, und 1849 gab ein bekannter und allgemein geschätzter großer Grundbesitzer im Kreise Landsberg einen weitern Anstoß zur Befreiung, indem er öffentlich erklärte, er werde in Zukunft keine Leichenzegene mehr besuchen, aber gern Beerdigungen und Bagen zur Überführung zur Verhüllung stellen und ihnen sonst alle Hilfe angeben lassen. Zu vielen Dörfern der Neumark bildeten sich Begegnungsstätten, deren Mitglieder sich verpflichteten, überhaupt keine Leichenzegene mehr zu veranstalten und an solchen in Zukunft auch nicht teilzunehmen. Diese Beispiele fanden allerorten Nachahmung; jedenfalls nahmen die Leichenzegene in ihrer alten Form etwa von 1860 ab ein Ende und verhüllten sich in beobachtete Nachziehen, wie wir heute noch vielfach finden. Die Befreiung ist natürlich längst nicht mehr so groß wie in früherer Zeit, wo oft das ganze Dorf an der Beerdigung, aber auch an der Leichenzegene im Trauerhaus teilnahm.

Der Volksmund bei uns in der Neumark hatte das Törichte des übertriebenen Aufwandes bei Weibertram und Leichenzegene bald eingesehen und kennzeichnete es durch folgendes Sprichwort: „Spor woch, woch woch, woch woch, woch woch“ — d. h. man soll wohl etwas überwinden, das Geschehe aber nicht unmöglich wieder verschlieben.

W. B.



Mein Heimatwinde.

Von Müller-Nübersdorf.

Kommt, Heimatwinde, dir
Kein Wind gleich!
So schlägt bist du und doch
Dabei so reich!

Des Lebens Liebe schöp'
Ich froh aus dir!
Das ganze Herzè füllst
Du felig mir!

Des Glücks reinster Trunk
Braut mir dein Duell!
Wie deine Sonne lacht
Mir nichts so hell!

Von aller Weisheit, die
Der Weltgeist sprüht,
Die höchste, schönste mir
Aus dir erglüht!

So wie den Friede stärkt
Mich keine Kraft!
In meinem Schicksalsbaum
Schwellst du den Saft!

Doch dies dein Festes mir
Und Liebtest ist:
Doch treu von deutschem Land
Ein Teil du bist!

Aus dem Zielenzig des 18. Jahrhunderts.

Der Magistrat beschreite im Jahre 1847:

Im Anno 1718 ist ein großes Stück der Stadt am 1. Januar eingezogen, das 1719 a 120 Fuß auf Königl. Kosten an der Seite gegen Mittag neu ausgerichtet, die übrige Raum a 140 Ellen an der sogenannten Leibach, da ein Kanal aus der Stadt das Wasser abgeführt, ist weael Sumpf und Morast eingemahlen auffest gemacht und ebendiesem Jahre mit 128 Fußen Ballisoden auf den Königl. Malefiz Kosten vermauert worden. Das alte Rathaus ist Anno 1733, weil es sehr baufällig, bis auf die Mauer ganz abgetragen, eine Seite und Ende der Mauer neu aufgebaut, das Gebäude mit neuen Balken und Sparrwerk versehen, und das Rathaus mit einem Dachreiter geziert, und alsdann mit einer Amtsräume gerichtet, und alsdann wieder an der Stelle neu aufgebaut, so dass eine vollkommenen Stadt geworden, daß es dem Markt eine vollkommenen Biede mitgabet. In der Stadt sind jetzt viele Häuser neu gebauet, daß fast seit 1713 der dritte Teil der Stadt neu gebauet und die Stadt ihre alte Gestalt verloren, welche sie, so solche Stadt in hundert 30 Jahren nicht gesehen, sich höchst verwundert. Das Steinpflaster durch die Haustüren der Stadt, als die lange Straße vom Osterroter Tore an bis zum Mühlentore, inliegenden die ganze Badergasse bis hinter das Rathaus, der halbe Markt, zuamt dem Gießhause nach der Darre, sind Anno 1732 und 1733 neu gepflastert. Beim Rathaus angeschlossen sind beide Kollegien und das Hofgericht und beide Bürgermeister David George Cramm und anders alle Stellen mit neuer Manbris bekleidet.

Von alter Seiten, so seit 1713 bis Ende 1741 geflossen, sind keine, die das 90. Jahr erreichen, viele aber an 80 Jahr und darüber. Soñt haben sich m e r w i t z u n d f a n d e zugezogen, 1715 hat sich ein Knecht, edom anno des Bürgers und abgedankten Soldaten Christian Biemen Erfurt, 1728 den 18. September in der Nacht der Postmeister Joh. G. Vogel, 1732 ein Tuchmacher Chr. Ranftow und 1737 ein Tuchmacher Paul Böle gehangen, so aleamt durch den Schneider begraben. 1730 den 3. Juni erstdat ein Tuchmappa Martin Henke, einen Musketier, da er denselben in der vor dem Mühlentor gelegenen Tuchmacherschule heimlich überstiegen, mit einem langen Brotschafft der Täter über 1736 war ein o e s e s Biekerber an Rind- und Schafswieb, daß auch hier sehr viel Vieh gefallen und die Schäferinnen meist ausgestorben, woran 1738 und 1739 und 1740 großer M i g u s u n d Teuerung erfolgte, daß der Schafff Hogen mit 2 Taler 4-6 Groschen bezahlt werden müssten. 1727 fanden sich die Schäferinnen oder Spengel auch bei bießiger Stadt ein, 1728 haben sie sich aber so gewaltig vermehrt, daß, wenn sie über die Stadt gestoßen, es gleich einer dicken Wolle ausgesehen und die Sonnenstrahlen ganz verbunften, welche denn bis 1735 dauerten, da sich selbige im Sommer wieder verlor, und niemand wußte, wo sie hinflossen. Im Winter 1729, 1731, 1740 hat beßliche Holzholz nach sich gelassen. Der Sandmann und Stroh-Däckerei abdeten gewuft und solches dem Vieh gegeben, davon aber vieles geflossen. Von 1713 her haben sich unterschiedene Ph a n o n e n a u s sehn lassen, an allermeisten aber war das den 9. Oktober 1741, da sich abends von 8-9 Uhr befindere Nordlichter über bießiger Stadt vom Morgen gegen Abend so wieder lebendig sehen und so stark, daß solche ein reich Getriebe von sich gaben und schiene, als wenn der Feuerkrift auf die Erde stösse. 1736 zwischen den 20. und 21. Januar war in der Stadt so ein gewaltiger Sturmwind, der nicht allein im bießigen Stadtwalde viele Stück Holz aus der Erde mit den Wurzeln riss, sondern auch in der ganzen Neumarkt wie auch viele Häuser und Scheuren sehr beschädigte und die Kirchhof fast getäuscht. Wiederkunft ist in ihrer Höhe und Stärke bis heute nicht mehr gesehen. Ein großer Windenauß ist gar nicht. Der Ufer aber ist noch in vorigen Würden. Hier trägt das Feld gut Roggen, Kefr, Erben und Hafer, auch Flachs, Wiesen, Weizen und Heiden

wird wenig gefest, hier gar nicht. Weinberge sind hier nicht, außer was einige an ihren Händen und Gärten zur Lust sich ziehen. Lärchen und Farnelssölden werden im Herbst hier gesangen.

(Aus J. B. Beckmanns handschriftlichem Nachlaß.)

Th.

Die Wandererliste.

Von Max Jungnickel.

Im nächsten Dinge. Wimbirger Regenwetter und die Wagenreise. Eine zweite Reise ist im Hof, und das Alte Rathaus und ein Schatz, der noch eine alte Zigarrenettel und ein Schatz von Schlüssel unter dem Gesichter der Besiedlung. Mir gegenüber ein Mensch, etwa Umlang der Dreißig. Er mag schon eine lange Reise hinter sich haben. Sein Anzug ist zerfetzt, die Hände schwitzig, das Haar hängt ihm wirr und strubblig in die Stirn. Er sieht einen Saal bei sich und eine Kiste, die er sicherlich dahem selbst gesammelt hat. Der Mann spricht einen etwas harschen, dunklen Dialekt. Bauerhohn. War in Riga bei einer Wanderschaft, hat dort Dienstedient und Selbstdienst gekauft. Nun fährt er wieder nach Hause, etwas erspartes Geld im Sac. Nun will er nach seinem Ausstreifer langsam, ohne zu herumlaufen. Wenn's gelingt wird, will er wieder losziehen. Ein Mensch der wortlos die Freude hat, hat end und muß nach Hause will. Dies steht er die Kiste an dem Gespächte, die umgedrehte einen von Ende verschwundene Kiste. Wer weiß, wo sie überall herumkriegt. Er kramt den Schlüssel aus der Hosentasche und schließt etwas nachdrücklich. Auf dem Innendekel ist eine Photographie von ganz kleinen Duodenphotographien aufgenommen; ein niedriges, ärmloses Wohnhaus. Ein gebürtiger, bäriger, häuschenhaender Bauer davor. Daneben die Frau im großen Kopftuch; abgearbeitet und etwas in die Breite gegangen. Um die beiden herum, in der Tat, an der Hauswand, lantländer, grün, blau und vier Mäusen. Groß und filigran, zwei Schnäbeln dabei, die sich fast wie Bauernpuppen ausspielen. Wahrhaftig, ein ganzer Segen, der den beiden Alten sicherlich mondhoch zu helfen vor kommt.

Ich frage den Mann, ob das sein Heimatland sei. Er nickt. Und nun beginnt ich mich mit vornehm und sehr mir das Bild genauer an. Es ist mit Dettagliern sehr sorgfältig, die oben angerostet sind. Das Bild selbst ist abgegriffen, als ob da Finger darüber gewandert wären; rauhe, unzulängliche Finger. Aber wie ich in das Bild blide, da ist mir's, als ob aus dem Bild, wie aus einer geheimen Quelle, eine tiefe Stille und Seligkeit in meine Seele rinn. Es ist wohl das Wort Heimat, das mich aus einem verwanderten Herzen gelöst hat, und ich selbst in allen liegt. Als ich mich unverzagt geworben, daß der Mensch auch sehr leicht vergessen ist, die Fotographie blieb, auf das Bild, das hierfür eigens abgemalt war. Und nun schlägt die Erinnerung wieder, läßt sie wieder hoch ins Gedächtnis, läßt auf einmal wie verlängt auf seinem Platz. Seine Gedanken sind wohl plötzlich nach Hause gerollt. Der vielleicht erinnert er sich, daß er manmal in Gewalt fremder, weiter Städte von einem flüchtigen Abenteuer angestrengt wurde, das Glück und Stille in sein Herz riefen, ließ und das in Wirklichkeit ein Duit, ein Bild, ein flüchtiger Grus der Heimat war. Und nun eilt er dorthin, wo das Bild in der Wandkreiste Wirklichkeit ist.

Ich weiß nicht, weißt mich diese Träume, mit gewohnter Breitern bestimmt Kästchen eigentlich ergreift. Da ist mir ein Kahn auf dem Fluß des Leinenbachs Sturm und Sonnenstrahl gewandt? Wer einen eins weiß ich bestimmt: Wenn ein Engel in der Todestunde dieses Mannes kommt, dann wird er nicht ins Leere greifen. Er wird sich auf diese arme Kästchen setzen. Und die Kästchen wird schimmern und leuchten, weil der Stern der Heimat in ihr nicht untergegangen ist.

Der Dorfschullehrer wehrt sich

Der nicht alltägliche Fall, daß ein Lehrer infolge fortgesetzter Belästigungen durch seine Unterrichtsstunden und die Gemeindebrandstiftung, hat sich im Jahre 1849 in der im Bartholomäus gelegenen Gemeinde W o h r h a l d e r zu zutragen. Nummer 12 des amtlichen Landsberger Kreisblattes vom Jahre 1849 enthält die folgende originale Bekanntmachung:

„An meine Freunde,

welche mir in der Nacht zum 18. Februar die Fenster eingeschlagen, und in der Nacht zum 11. März d. J. eine sogenannte Kästchenmauer gebracht haben:

Drei jähriges treues Wirken
Schülk nicht vor der Treuler Wuth,
Und den Führer ihrer Jugend
Schonet nicht ihr toller Wuth. —

Nimmer wird Euch gelingen,
Christusfied und Königreich.
Aus dem Herzen mir zu bringen.
Euch sagt eins zu späte Reu!

Wohlhänder, den 14. März 1849.
Vredton, Lehrer.“

Eine alte Bauernfamilie.

Die älteste Bauernfamilie in Bielefeld, die am längsten hier auf desselben Landwirtschaftsaufgang ist, ist die Familie Lüdeke. Seit der Gründung von Bielefeld im Jahre 1762, als vom Gut aus zwölf Colonistensstellen eingerichtet wurden, ist ein Lüdeke hier ansässig. Seine Kolonisten-Wirtschaft batte 80 Morgen. Die jetzige Wirtschaft des Lüdeke hat jedoch nur 30 Morgen, von dem jetzigen Besitzer H e c k e n l ü d e k e das Lüdeke das Lüdeke verloren ist. Nur die Lüdeke sind noch die ursprünglichen einzigen Besitzer, die noch auf der gleichen Stelle wohnen. — Nach den Grundstücksverkäufen von Bielefeld von 1762.

Heimat-Bücherumlauf.

Naturforsch. Illustrierte Monatschrift für alte Freunde der deutschen Heimat. Im Namen der Staatslichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von Prof. Dr. Walter Gelenberger. Jahrgang 1860. Jahrespreis 2½ Mk. Eingehalt: Mit dem 1. und 2. Heft 1860. Neumanns Neudamm. Das letzte Aufsatz hat uns gleich den fröhlichen Seiten, welche sehr viel zu sagen. Schön allein daß einen unerstreueten Inhalt fördert, kann man auf einen unerstreueten Inhalt fördern. Schaudürige Aufsätze erzählen sich mit prächtigen, zum Teil hervorragenden Abbildungen in barmonischer Weise. Die Gedanke des Naturschutzes kommt in den nachstehenden Abhandlungen in wissenschaftlicher Form zum Ausdruck: „Es läßt sich der See“ (mit 8 Abb.) von P. „Die Steinbrüche am Berwinkelbach“ (mit 8 Abb.) von A. „Der Wölfeberg“ (mit 8 Abb.) von W. „Von der Feuer-, „Wolfs-, „Bären-, „Rattenfänger-, bei Nagula“ (mit 4 Abb.) von Walter Gelenberger. Die Geschichte einer Eiche“ von Julian Gismond und „Beobachtungen am Jungstorff“ (mit 7 Abb.) von Hermann Krüger.

Inhalt: Das Jahr. Von Brigitte v. A x n i m . — Die Wölfe. Von Sven. Planze, und Erben. Von G. D. b. m. S. Seibth. — Familienleben. Von A. D. Roth. Von Webersack und Leichsenbach in der Mark. Von V. — Mit dem 1. und 2. Heft. „Wölfe-Näherwerb“. Aus dem Bielefelder des 18. Jahrhunderts. — Die Banderole. — Eine alte Bauernfamilie. — Heimat-Bücherumlauf.

Schriftleitung: P. Dahms.